

The background is a painting of a path leading through a dense forest. A large, leafy tree arches over the path, creating a natural frame. The lighting is soft, with dappled sunlight filtering through the trees. The overall mood is serene and contemplative.

Andrzej
Szczypiorski

*Den
Schatten
fangen*

Roman · Diogenes

5

江苏工业学院图书馆
藏书章

Andrzej Szczypiorski

*Den
Schatten
fangen*

Roman

Aus dem

Polnischen von

Anneliese Danka Spranger

Diogenes

Titel der 1976 bei Nasza Księgarnia, Warschau,
erschienenen Originalausgabe:

›Złowić cień‹

Die deutsche Erstausgabe erschien

1976 unter dem Titel

›Denn der Herbst kam zu früh‹

im Spranger Verlag, Much

Umschlagillustration: Félix Vallotton,

›Tourbillon de poussière‹, 1912

(Ausschnitt)

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 1993

Diogenes Verlag AG Zürich

200/93/8/1

ISBN 3 257 01977 7

Sie weckten ihn schon um sechs Uhr morgens. Die Sonne schien und die Vögel sangen. Der Morgen kündigte einen heißen Tag an.

Kaum hatte er die Augen geöffnet, da zwang ihn der Gedanke, daß nun endlich der langersehnte Augenblick gekommen war, die Lider rasch wieder zu schließen. Er fürchtete, es sei doch nur ein Traum... Dann sprang er flink aus dem Bett, seine nackten Füße klatschten auf das glänzende, frisch gewachste Parkett. Rasch wusch er sich, denn jeder Augenblick war jetzt kostbar. Er schaute in den Spiegel über dem Waschbecken und wunderte sich über seine eigene Blässe. Zwei große dunkle Augen, von dichten Wimpern umgeben, schauten ihn an. Er betrachtete seine ziemlich hohe Stirn, darüber den üppigen dunklen Schopf. Früher war er gerne mit den tintenbefleckten Fingern durchs Haar gefahren.

Im Badezimmer stand ein ziegelfarbener Ofen, schlank, mit einem Metallreif gegürtet, stützte er sich mit zwei Bärentatzen auf den Boden. Der Ofen war glatt und kühl – der Junge drückte seine Wange daran.

Dann frühstückte die Familie gemeinsam. Der Vater aß schweigend wie immer, ausschließlich mit seinen Schnitten beschäftigt, die er sorgfältig mit Butter bestrich, mit Wurst oder Schinken, Schnittlauch und manchmal auch mit Kresse verzierte und dann mit großem Appetit verspeiste, wobei er stets Messer und Gabel gebrauchte. Das rief bei

dem Knaben verlegene Bewunderung hervor. Die Mutter, nervös, zwang sich nur mit Mühe zu Geduld und Ruhe, sie bebte, als wäre sie innerlich mit Energien geladen, die sie niemals vernünftig und im Einklang mit der guten Sitte zu gebrauchen verstand. Unlustig trank sie ihren Tee und pickte die Krümel ihres Konfitürebrötchens auf. Ihre schmale Zunge, rosa und beweglich, durchbrach plötzlich die Lippen. Das erfüllte den Jungen mit Angst.

Im Eßzimmer war alles glänzend, an diesem Morgen wie vom Licht gebrochen. Vielleicht schien es ihm nur so, denn sie hatten bisher noch nie so zeitig gefrühstückt, und er war die plötzliche Lichtlawine nicht gewöhnt, die durch das Fenster hereinflöß.

Sonne lag auf dem Parkettboden und dem Teppich, sie durchbrach das Kristall in der Kredenz, und als er seine Hand auf das glatte, gelbliche Tischtuch legte, spürte er die unbekannte Wärme der frühen Strahlen.

Um sieben Uhr erhob sich der Vater vom Tisch, säuberte die Lippen mit der Serviette und zündete sich langsam eine Zigarre an. Dann ging er zu der schlanken Uhr in der Zimmerecke, öffnete sie und begann, das Werk aufzuziehen. Die Kette rasselte, die goldfarbenen Gewichte gingen in die Höhe. Sieben tiefe Schläge erklangen. Der Vater zog an der Zigarre, bläulicher Rauch umhüllte seinen Kopf. Plötzlich sprang die Mutter von ihrem Platz. Wie von einer verzweifelten Vorahnung gepackt, strich sie über den Schopf des Knaben und lief aus dem Raum. Er hörte das Klappern ihrer Absätze irgendwo in der Wohnung, dann ihre hohe Vogelstimme, die vom Zimmermädchen Hut und Eau de Cologne verlangte.

Um Viertel nach sieben verließen sie das Haus. Die Sonne wärmte schon ziemlich stark. Vor der Einfahrt des Hauses

warteten zwei Pferdedroschken, denn sie hatten viel Gepäck. Der Asphalt, von der Hitze des Vortages erwärmt und nachts abgekühlt, war gezeichnet von Pferdehufen und Autoreifen. Es roch nach Teer, Trockenheit, warmen Steinen.

In der ersten Droschke nahmen die Eltern Platz, in der zweiten der Knabe mit dem Dienstmädchen und dem restlichen Gepäck. Der Hausmeister, ein schwerfälliger, alter Mann, verbeugte sich zum Abschied und lüftete die Mütze.

Die Pferdehufe klapperten auf dem Asphalt, die Droschken rollten schnell – es gab nicht viel Verkehr. Sie fuhren über die Brücke. Unter ihnen war der Fluß, gelblich, breit und flach wegen der langanhaltenden Hitze. Mitten im Fluß lag eine goldene Sandbank, ein steinerner Damm verband sie mit dem Ufer. Auf dem Damm bemerkte der Junge ein paar Angler.

Sie kamen rechtzeitig zum Bahnhof und konnten sich ohne Eile in einem Abteil ausbreiten. Es roch nach Staub und Abschied.

Die Mutter sagte: »Ach, sind diese Wagen schmutzig...«

»Sie sind eher traurig«, antwortete Vater. Er setzte sich ans Fenster und zündete sorgfältig eine Zigarre an. Da erschien auf dem Bahnsteig ein eleganter junger Offizier. Bei jedem Schritt klingelten die Sporen. Er schaute in die Abteile und hob dabei den Kopf.

Als er meinen Vater entdeckt hatte, blieb er stehen und legte die Hand an die Mütze. Vater ließ das Fenster herunter, Mutter stieß einen freudigen Schrei aus, beugte sich ebenfalls aus dem Fenster und reichte dem Offizier die Hand zum Kuß. Hinter dem Offizier erschien die Ordonnanz, mit Koffern beladen. Dieser Soldat stand später während der ganzen Reise auf dem Flur... »Guten Tag, mein

Freund«, rief der Offizier, als er in das Coupé trat, der Gruß galt dem Jungen.

Dann fügte er, schon an die Eltern gewandt, hinzu: »Wie die Zeit vergeht, Krzys ist groß geworden, hat sich sehr verändert, ist kaum noch zu erkennen. Wie alt bist du, Krzys?«

»Fünfzehn«, antwortete der Junge. Er konnte sich an Major Kurtz nicht erinnern. Zu viele Menschen gingen in seinem Elternhaus ein und aus.

»In ein paar Jahren nehme ich dich in mein Regiment!« rief der Offizier.

»Zum Glück ist er für die Armee nicht geeignet, er ist so zart . . .«

»Er ist kräftig und gesund«, sagte der Vater.

»Welch ein Unsinn«, gab Mutter zurück.

Im Coupé blieb es schwül, obwohl die Fenster geöffnet waren. Sie machten es sich bequem, Vater und Sohn standen am Fenster, Mutter und der Offizier saßen auf den Polstern, an der Tür hockte schweigend das Dienstmädchen, draußen im Gang stand die Ordonnanz und schwitzte. Endlich fuhr der Zug an. Vor dem Fenster zogen häßliche Vororte vorbei. Schuppen, Schrebergärten, rußgeschwärzte kleine Häuser, lieblos zusammengenagelte Holzbuden. Über die schmalen Wege zwischen den Häusern rollten Fuhrwerke, vor die dürre Pferdchen gespannt waren, Hunde schliefen im Schatten der Akazien und verblühten Fliederbüsche.

Dann verschwand die Stadt, der Zug eilte zwischen flachen Wiesen hindurch. Vater sprach mit dem Offizier über die allgemeine Weltlage.

»Und doch verläßt mich die Unruhe nicht . . .«

»Bitte vertrauen Sie mir, Doktor«, antwortete der Offizier.

»Es gibt wirklich keinen Grund zur Unruhe. Hitler ist umstellt.«

»Ich traue den Franzosen nicht«, sagte der Vater. »Sie sind so bequem.«

»Wir haben ein Bündnis mit England.«

»Das ist richtig«, meinte der Vater, »wir haben ein Bündnis mit England.«

Seine Stimme klang müde. Mutter rieb sich die Schläfen mit Kölnisch Wasser ein.

»Ich flehe Sie an, meine Herren, sprechen wir nicht vom Krieg«, sagte sie. »Wir haben schon zwei Kriege erlebt, das müßte für unsere Generation genug sein.«

Plötzlich sah sie unruhig und zärtlich den Knaben an.

»Krzyś«, sagte sie, »du bist erhitzt, Herzchen.«

»Nein«, antwortete der Junge.

Der Offizier ärgerte ihn. Vielleicht deshalb, weil er niemals, auch nicht früher, als er noch ganz klein war, Offizier werden wollte. So eine Existenz schien ihm nicht vollendet. In seinen kindlichen Spielen war er manchmal Oberbefehlshaber, manchmal auch einfacher Soldat im Schützengraben, aber niemals ein Offizier, den konnte er auf dem Schlachtfeld nicht recht unterbringen. Offizier – das war für ihn eine Person ohne Rolle.

Der Zug ratterte über eine Brücke, dann eilte er weiter zwischen den Wiesen hindurch. Durst quälte den Knaben. Die Erwachsenen unterhielten sich. Wieder ergab sich eine Meinungsverschiedenheit über den Krieg – ob er möglich sei oder gänzlich ausgeschlossen. Der Knabe schlief, er träumte von einem Teich und einem Boot. Er, ganz allein im Boot, in der Dämmerung, einen Augenblick nach Sonnenuntergang. Er träumte, daß er glücklich sei, aber er wußte, daß es nur ein Traum war. Wach war er niemals glücklich!

Vielleicht in der Dunkelheit, nachdem er die Lampe gelöscht hatte, kurz vor dem Einschlafen, wenn seine Gedanken in völliger Abgeschlossenheit von der Welt abkühlten, wenn er sich wirklich ganz allein fühlte, als einziger Mensch auf dem ganzen Planeten, dann sprach er zu sich selbst in tiefer Überzeugung: »Ich liebe dich, Herrgott. Ich liebe dich, Mama. Ich liebe dich, Vater. Ich liebe dich, Berta.«

Berta, das war seine Hündin. Vor kurzem war die Freundin seiner Kindheit an Altersschwäche gestorben.

Dann fügte er noch hinzu: »Ich liebe dich, Großmama. Ich liebe dich, Krzys.«

Ein klein wenig schämte er sich dabei, daß er sich selbst liebte. Und eben in diesem Augenblick empfand er großes Glück, er schlief ein, versöhnt, wie niemals am Tage.

Der Zug verlangsamte die Fahrt, man vernahm das dumpfe Klopfen der Schwellen, dann rollten die Wagen in einen Bahnhof. Jetzt hörte man die Stimmen der Verkäufer, sie priesen Süßigkeiten an und Selterswasser, Eis und Würstchen.

Der Knabe schwieg. Er wußte, daß sie ihm nicht gestatten würden, Wasser vom Bahnverkehrsverkäufer zu trinken. Seine Mutter glaubte an Mikroben. Er glaubte an gar nichts, außer an Gott und die Liebe. Das Gespräch der Erwachsenen verstummte, dicke, schwere Hitze lähmte ihre Gedanken. Im Coupé wurde es still. Der Zug setzte sich schnaufend in Bewegung, wieder klopfen eintönig die Schwellen, von Zeit zu Zeit ertönte das durchdringende Pfeifen der Lokomotive . . .

Am liebsten hatte er die Nachmittage am Sonntag, die er immer, solange er zurückdenken konnte, im Hause seiner Großmutter verbrachte. Manchmal überlegte er ein wenig träge, warum er die stillen, einsamen Nachmittagsstunden

so besonders liebte. Er brauchte die Anwesenheit der Großmutter nicht. Er nahm es sogar mit einer gewissen Freude hin, daß sie in das Innere der dunklen, etwas vernachlässigten Wohnung ging, um sich ihrer Arbeit zu widmen, die ihm komisch, aber auch rührend vorkam. Auf weiße Leinentücher stickte sie Blumen und phantastische Vögel, die in seltsamen Farben schillerten. Während dieser Zeit saß er allein im großen Eßzimmer. Das Haus, in dem seine Großmutter lebte, war alt, feucht und düster. Ihre Wohnung lag im ersten Stock des Hinterhauses, vom vorderen Haus trennte es ein dunkler Hof voll gurrender Tauben. Es war eine Straße in der Innenstadt, aber wenig besucht, selten kamen Passanten vorbei, noch seltener Kutschen. Das Eßzimmer, anders als bei seinen Eltern, schien ihm immer dunkel, kühl und deshalb riesig.

An den Wänden hingen auf kirschroten Tapeten Bilder in schweren Goldrahmen. Sie waren sehr alt und stark nachgedunkelt. Einzelheiten konnte er darauf nicht mehr erkennen. Nur auf einem sah man ein Boot auf stürmischer See. Unter einem wolkgigen, fast dunkelblauen Himmel stürzten schaumbedeckte Wellen übereinander, auf den Wogen ein Boot mit aufgespanntem Segel. Er sah die Umrise der Menschen an Deck, konnte aber ihre Gesichter nicht erkennen. Das Bild erfüllte ihn mit Furcht und Andacht. Er wollte nicht einer von jenen Unglückseligen sein, dem Element ausgeliefert wie sie, und dachte voll Mitgefühl an ihr unbekanntes Schicksal. Ob sie wohl den ruhigen Anlegeplatz erreichten, wo die bangenden Familien warteten? Oder sind sie auf den Grund gesunken, und niemand hat je von ihnen gehört? Die anderen Bilder im Eßzimmer beschäftigten ihn weniger, ausgenommen das Bild einer hübschen jungen Dame mit hellem Haar und rosigen Wangen.

Sie trug ein rotes Kleid und einen Hut, der Schatten auf ihr Gesichtchen warf. Er wußte, daß es das Jugendbildnis einer seiner Tanten war. Magdalena war eine nette und liebe Tante, rundlich, etwas geschwätzig. Immer wenn sie zu Besuch kam, überschüttete sie ihn mit Zärtlichkeiten und Naschwerk. Der Augenausdruck seiner Tante auf dem Porträt amüsierte ihn, kindlich und zugleich andächtig konzentriert war ihr Blick, so schaute die gute, rundliche Dame später nicht mehr.

Am liebsten saß er unbeweglich auf dem Stuhl an dem großen Eichentisch, stützte den Kopf auf die Hände und überließ sich seltsamen Gedanken. Immer war er von ihnen angenehm überrascht, beinahe begeistert. Die ganze Woche über war sein Gehirn mit verschiedenen Dingen beschäftigt, die die Schule betrafen, seine Freunde, Spiele und Unterhaltung – dann plötzlich am Sonntagnachmittag im Eßzimmer seiner Großmutter wurde er ein ganz anderer Junge. Und er wartete auf diese Augenblicke, die er für sein Geheimnis hielt . . .

Ach, konnte er großartig nachdenken an diesem Eichentisch! Ringsherum herrschte Stille, nur manchmal unterbrochen von dem fernen Klappern der Pferdehufe auf der Straße da draußen, dem Gurren der Tauben vor dem Fenster oder dem plötzlichen Schlagen der Uhr. Dann war er allein. Und dieses Gefühl des Alleinseins erschien ihm wunderschön und unschätzbar, obwohl er sich auch ein wenig fürchtete. Er schaute auf die kirschroten Wände, auf die schweren, unbeweglichen Möbel, die ihm wie schlafende Tiere vorkamen, auf die undurchdringlichen Bilder in den goldenen Rahmen. Er nahm die alten Postkarten zur Hand, die auf dem Büffet lagen, betrachtete lange die seltsamen Landschaften, unbekanntem Berge und Sandstrände

am Meer, Bahnhöfe oder Hotels an den Hängen grüner Hügel, wo ein sorgfältig gezeichneter Pfeil auf das Fenster des Zimmers wies, in dem einst der Absender dieser Karte gewohnt hatte. Er war neugierig, wie die Menschen ausgesehen haben mochten in jener Zeit, als Großmutter noch Post aus der ganzen Welt bekam. Ohne Mühe fand er ihre Bilder. Zwischen dem Gerümpel in den Schubladen lagen Photographien. Sie zeigten schlanke Damen in riesigen Hüten mit Federschmuck, Herren in enganliegenden Uniformen nicht mehr existierender Armeen. Er entdeckte dort auch Photos von Autos, die komisch viereckig waren und von denen er glaubte, daß sie sich gar nicht bewegen konnten. Neben diesen seltsamen Maschinen bemerkte er Herren in Sportmützen und riesigen Handschuhen mit Ledermanschetten bis zum Ellenbogen. Sie trugen Schnurrbärte und standen steif und gerade oder stützten ein Bein auf das breite Trittbrett des Automobils. Er genoß diese Augenblicke scheinbarer Gedankenlosigkeit, in denen er mit der unbegreiflichen, fernen Vergangenheit verkehrte, mit einer unbekanntem Welt, die es ohne ihn und jenseits von ihm gab. Dabei überkam ihn ein Gefühl der Wonne, und er wußte, daß ihm eben jener Gedanke vom Vergehen aller Dinge so viel bedeutet. In solchen Augenblicken, und nur in jenem Eßzimmer am Sonntagnachmittag, in der dämmrigen Stille eines leeren Sommertages, dachte er auch an Gott. Er schien seine Anwesenheit um sich herum zu ahnen, obwohl er sich dessen nicht ganz sicher war. Dieser Gedanke quälte ihn. Was wohl noch früher gewesen sein mag, vor jenen Herren in Stulpen und Gamaschen, vor jenen schlanken Damen, die immer ihre Gesichter mit Schirmchen vor der Sonne schützten. Und was war noch früher, dort irgendwo auf der anderen Seite der dunklen Bilder, auf denen

man nichts mehr erkennen konnte? Es quälte ihn auch der Gedanke, was später sein würde, in hundert Jahren, zweihundert oder zweihunderttausend. Doch wenn er versuchte, sich in diesen Abgrund der Zeit zu vertiefen, wurde ihm schwindelig, Furcht überkam ihn, er öffnete die Augen ganz weit und wollte nicht länger darüber nachdenken.

Sehr gerne hatte er auch das, was seinem Besuch bei Großmutter vorausging. Vielleicht war es jener Vormittag, der im Laufe der ganzen Woche seine Gedanken am stärksten anzog. Sonntags schlief er etwas länger, aber er konnte niemals verstehen, daß einige seiner Schulfreunde sich mit Vergnügen fast bis Mittag in den Betten aalten. Um neun Uhr war er schon auf der Straße. Er betrachtete den Himmel. Immer ärgerte es ihn, daß seine Sonntage, seine Sonntagspläne von jenen mächtigen Kräften abhingen, auf die niemand Einfluß nehmen konnte. Einen wolkenlosen Himmel nahm er mit Erleichterung und Dankbarkeit zur Kenntnis. Wolken ärgerten, Regen bedrückte ihn. Anders als viele Kinder mochte er den Regen nicht. Es bereitete ihm kein Vergnügen, bis zu den Knöcheln in Pfützen zu waten oder das Gesicht in den Regen zu halten. Ein nasses Hemd, das am Körper klebte, war ihm unangenehm. Er liebte Sauberkeit, Wärme, den lauen Wind. Er gehörte zu den zahlreichen Knaben unseres Planeten, die die Reize des Winters nicht sehr hoch schätzten. Häufig dachte er an die südlichen Länder, heiß, vom Licht der Sonne durchdrungen, wo trockene Winde Palmenwedel bewegen. Er hörte das Rauschen der Blätter, es erinnerte ihn an das Klopfen der Vögel auf Blech.

Wie schön, barfuß im warmen Sand zu laufen. Leider kam es ziemlich selten vor. Er hatte es auch gerne, wenn ihm der Schweiß in lauen Bächlein über den Rücken lief und sein

Hals ganz trocken wurde. Der Winter erschien ihm immer schwer, steif und atemlos.

Aber solch ein Sonntagmorgen, an dem der Himmel klar war und die Sonne strahlte, stimmte ihn froh. Dann ging er hinaus, um sich mit seiner Großmutter zu treffen. Die Menschen auf den Straßen waren festlich gekleidet, sie bewegten sich ruhig, mit einer gewissen Würde, die er im Alltag an ihnen niemals bemerkte. Die Mädchen trugen Schleifen im Haar, ihre Zöpfe waren sorgfältiger geflochten. Die Jungen paradierten in gebügelten Hosen und frischen weißen Hemden. An den Straßenecken warteten hier und da Pferdroschken auf Fahrgäste.

Er liebte den Geruch der Luft an diesen Droschkenplätzen. Es war ein ferner und unwirklicher Geruch, der gleiche, welcher ihn umgab, wenn er alte Romane über die Abenteuer mittelalterlicher Ritter las. Die Pferde schnaubten munter, das Geschirr klirrte auf ihren Rücken. Die Luft schien säuerlich, scharf, es war der Geruch von Pferdenschweiß, altem Leder, Hafer und Urin. Immer wenn er an einem Droschkenplatz vorbeikam, dachte er es sei höchste Zeit, erwachsen zu werden. Doch nur einen Augenblick später begann er zu laufen, hüpfte oder piff ganz falsch einen Militärmarsch. Es war immer der gleiche Marsch, denn nur eine Melodie war ihm im Gedächtnis geblieben, und die liebte er. Den Triumphmarsch aus *Aida* kannte er von einer Platte, aber er hatte beschlossen, daß es sein Militärmarsch sei, die Melodie seiner Armee, wenn sie in eine siegreiche Schlacht zog. Natürlich hatte er seine Armee und war ihr oberster Kriegsherr. Doch schickte er sie ziemlich häufig in die Kaserne der Vergessenheit, wo sie ein stilles Dasein führte, um von Zeit zu Zeit in seiner Phantasie wieder aufzutauchen, in immer neuen Uniformen, neuen Vor-

schriften unterworfen, mit neuen Regimentskommandeuren, deren Namen er ziemlich hastig erfand, beinahe im letzten Augenblick vor der Schlacht.

Er war also unterwegs, um seine Großmutter zu treffen. Sie erwartete ihn auf einer Bank am Eingang zum Park. Sie war immer gleich gekleidet, zumindest schien es ihm so. Im Sommer trug sie lange Kleider. Grau oder gelblich aus einem feinen Stoff, von dem sie sagte, er heiße Georgette. Wenn er näher kam, sandte ihm Großmutter ein Lächeln entgegen und rief: »Wie geht es dir, mein kleiner Schelm?«

»Wie geht es dir, Großmama?«, erwiderte er und küßte sie auf die Wange.

Ihre Wange war weich und schlaff, auf seinen Lippen fühlte er einen zarten Flaum, und das versetzte ihn in Erstaunen. Die Großmutter duftete angenehm, anders als Mutter und die Tanten, anders als er selbst. In diesem Duft war etwas unsagbar Zartes und Leichtes und gleichzeitig etwas Fernes, Fremdes, beinahe Abstoßendes. So duften die Blätter im Frühherbst oder die Baumrinde nach dem Regen und auch Pilze, wenn man sie ein klein wenig antrocknet. Die Großmutter sagte häufig, er habe ihre Augen. »Du hast meine Augen, kleiner Schelm«, sprach sie.

So schaute er also fast immer in ihre Augen, um über sich selbst darin zu lesen. Großmutter's Augen gefielen ihm. Sie waren groß, mit grüner Iris und sehr dunkler Pupille, in der stets ein fröhlicher Funke glomm.

Zunächst verweilten sie schweigend einige Augenblicke. Auf dem Gehsteig vor ihnen bewegte sich wie ein milder Strom der Sonntagsverkehr. Erwachsene gingen spazieren, etwas aufgeplustert wie Truthähne oder Pfaue, mit ihnen Kinder laufend, hüpfend, lärmend wie Spatzen.

Er hatte seine Großmutter sehr gerne. Vielleicht auch